Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 34 (1944)
Heft: 25

Artikel: Geneviève Crispin [Fortsetzung]
Autor: Erismann, A.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-642832

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Geneviève Crispin

Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen
von A. Erismann

17. FORTSETZUNG

„Ah, er ist nicht einmal gekommen, um Abschied zu nehmen. Das beweist mir, dass er sicher noch einmal zurückkommt. Sie werden ihn also doch heiraten? Entschuldigen Sie, aber es ist ja ein öffentliches Geheimnis."

„Oeffentliches Geheimnis?" fragte Geneviève.

„Ja. Herr Lautier hat es meiner Tochter anvertraut, es ist ein richtiger Roman. Lassen Sie sich dazu beglückwünschen. Er ist wirklich ein feiner Mann. Sie machen aber gar kein glückliches Gesicht..."

Madame Belley fand kein passendes Wort. Sie fand diese Verschlossenheit lächerlich.

„Ich habe keineswegs die Absicht, Bruno Lautier zu heiraten."

„Hat er Sie denn nicht gefragt?"

Geneviève war dieses Verhör äusserst peinlich, sie wiederholte: „Ich werde Bruno Lautier nicht heiraten."

„Wie?..."

„Ja, es ist so. Ich werde mich weiterhin den Kindern widmen."

Sie spielte nervös mit ihrem Fingerhut, sie bemerkte gar wohl den feindlichen Ausdruck auf den Gesichtern der beiden Damen. Leise sagte sie: „Ich hänge so sehr an den Kindern."

Eisig sagte Madame Belley: „Sie wollen die Kinder nicht verlassen? Das ist allerdings rührend."

„Es ist für mich nur natürlich, die Kinder sind so lieb, alle drei. Ich habe sie gepflegt, als sie krank waren, ich..."

Die Kehle war ihr plötzlich wie zugeschnürt, die Worte Brunos fielen ihr ein, als er ihr sagte, diese Kinder werden ihr niemals etwas sein können. Wo wollte Madame Belley hinaus?

Martine lachte affektiert. „Sie übertreiben wirklich."

„Sagen Sie lieber, Sie hängen an dem Vater der Kinder oder vielmehr an seiner Position. Madame Patrice Belley zu werden, das würde Sie wohl versöhnen mit ihrem Aufenthalt an der Cassinistrasse. Bilden Sie sich nicht ein, dass ich nichts gemerkt habe. Ich durchschaue Ihr Spiel. Auf China verzichten zugunsten von Paris. Die Patienten meines Sohnes sind sicherer als die Klienten des Herrn Lautier. Sie haben es schlau angefangen, als Sie sich der Kinder bemächtigten. Es ist immer dasselbe."

Madame Belley fuhr sich mit der Zunge über ihr Lippenrot und erhob dann die Stimme erneut: „Was für ein Tag! Und Sie bilden sich natürlich ein, Ihr Ziel erreicht zu haben. Sie haben sich alle Mühe gegeben um meinen Sohn. Die Komödie war gut gespielt. Ihre Kleider, Ihre Frisur, alles war berechnet, mein Kompliment! Ich habe ein altes Mädchen engagiert als Erzieherin und finde eine junge Dame. Warum haben Sie sich anfangs so verstellt?"

Geneviève hatte sich erhoben. Sie stand kerzengerade und mit erstickter, fast unkenntlicher Stimme sagte sie: „Ich verbiete Ihnen, Madame, noch weiter solche Sachen auszusprechen, ja auch nur zu vermuten. Ich habe nie an eine Heirat mit dem Doktor gedacht. Wenn ich gestern meinem Jugendfreund Lautier eine Absage gab, so war es, weil ich die Kinder lieb gewonnen und sie nicht verlassen wollte. Das ist alles. Niemals dachte ich an Ihren Sohn."

„Ah, wirklich?" sagte nun Martine heftig. „Und doch haben Sie mit zwei Männern zugleich geflirtet, mit meinem Bruder und mit Bruno Lautier. Und gestern Abend versuchten Sie, meinen Mann einzuziehen. Sie kamen ja spät genug mit ihm nach Hause."

Geneviève hielt es nicht mehr aus in dem geschlossenen Zimmer. Hier merkte man nichts von der herrlichen Bergluft. „Ich bitte Sie..."

„Ja", sagte nun wieder Madame Belley, „Sie fühlten sich hier schon als Herrin. Aber damit ist es jetzt aus. Sie können sich eine andere Stelle suchen, vielleicht haben Sie an einem andern Ort mehr Glück!"

Geneviève stand im Schatten. Die beiden Frauen sassen im vollen Licht. Sie sah auf sie herab. Ihre Züge waren rein und klar, ihre Gestalt schlank und fein. Sie dachte an ihr altes Heim, an die vergangenen Generationen, die so aufrecht und stolz im Leben gestanden hatten. Dann sagte sie ruhig: „Ich werde Ihnen keinen Moment länger zuhören, Madame. Wir haben uns nichts mehr zu sagen."

„Eine Laune dieser Grossmutter kann Sie obdachlos machen", so hatte Bruno Lautier ihr gesagt.

20. Kapitel.

Das Auto war verschwunden, Richtung Chantemerle. Geneviève schloss die Gartentüre. Es regnete, der Wind jagte die Tropfen. Er trieb ihr die seidenen Haarsträhnen in die Stirn. Sie rührte sich nicht. Es war ihr Los, die Menschen, die sie liebte, wegfahren zu sehen. Auch verlassene Häuser zu verschliessen schien ihre Angelegenheit. Als sie jemand auf der Strasse hörte, flüchtete sie ins Haus. In ihrem Zimmer warf sie sich in einen Fauteuil und weinte fassungslos. Sie hatte sich zusammengenommen bei der Ab-

Mys Buebli

Mys Buebli luegt mi öppe
so still verstuunet a:
Wär het mi ächt verlore?
Was wird hie mit mer gah? —

Es weiss no nüt vo Sorge
u vo der böse Wält,
es lächlet no so glücklich,
so froh im neue Zält.

E grossi Reis wirds mache
wes geng gsung blybt u zwäg,
doch eis möcht i gärn hoffe:
's gang ufem schmale Wäg!

A. M.

reise, die Kinder durften nichts merken, lächelnd hatte sie ihnen „Auf Wiedersehen" gesagt.

„Fräulein wird wieder mit uns zusammen kommen, wir haben nicht alle im Wagen Platz, jemand muss das Haus verschliessen." Madame Belley kannte die Anhänglichkeit der Kinder für Geneviève. Man würde ihnen erst in Genf sagen, dass ihr Fräulein nicht mehr komme. Noel und Josette hatten Geneviève immer wieder um den Hals genommen. „Ich hätte dir so gerne geholfen, das Haus zu verschliessen, wir hätten ja mit dem Zuge nachfahren können."

„Binde du mir meinen Kragen, Martine kann es nicht", bat Josette. „Bei wem werden wir heute Nacht schlafen?"

„Bei mir", sagte Monika, und nahm die Kinder bei den Händen.

Monika! Sie hatte durchdringende fragende Blicke auf Geneviève geheftet, deren Züge die schlaflose Nacht verrieten. Und sie setzte die Kleinen in den Fond des Wagens, behutsam und zart. Wie gross das Mädchen geworden war! Die lebhaften blauen Augen schienen die Dinge zu erraten. Sie wischte den Kleinen die Tränen ab, dann setzte sie sich zu den Geschwistern und schien es nicht zu bemerken, dass Geneviève, die Grossmutter und Martine kaum ein Wort wechselten, nicht einmal die Hand reichten sie sich. Aber bevor sie sich in den Wagen gesetzt hatte, war sie mit ruhiger Selbstverständlichkeit zu Geneviève getreten und hatte gesagt: „Auf baldiges Wiedersehen, meine liebe Freundin". Geneviève wusste, dass dieses Wiedersehen nie kommen würde. Sie dachte an den Kummer der Kinder, an die Lügen, die man ihnen erzählen würde. Sie weinte über den Kummer der Kinder, über ihre eigene Einsamkeit und den so schnell entschwundenen schönen Sommer. Singend waren sie ausgezogen durch die Felder, die Matten, den Berg hinan, immer waren sie zusammen gewesen ... nie mehr!

Sie lief durch die leeren Zimmer des weissen Hauses. Sie räumte die Spielsachen und die Kleider der Kinder in den bereitstehenden Koffer, weisse und rosa Kleidchen, die sie selbst genäht, bestickt und sorgfältig gewaschen hatte. Die auf vielen Wanderungen ausgetretenen Schuhe der Kleinen... Sie musste alles nach Genf spedieren.

Immer packen, verreisen und Erinnerungen zurücklassen. So war es in Noisy-Le-Roi auch gewesen. Nach dem schönen väterlichen Haus nun hier das weisse Haus mit dem blauen Schieferdach. Ein paar schnelle, glückliche Monate, ein Sonnenstrahl, er hatte nur geblendet. Dann wieder die Leere. Ein Bündel Photos, das Haus von allen Seiten aufgenommen, die Kinder in all ihren gewohnten Stellungen, ein paar Strandbilder, Patrice, Bruno!

Ein kurzes Drama hatte ihr Leben zerbrochen. Man nahm ihr „ihre Kinder". Warum? Wegen der Marotte einer verrückten alten Frau.

Tausend Gedanken kreuzten sich in ihrem Kopf. Niemand hatte ein Recht, sie von den Kindern zu trennen. Sie hatte sie recht erzogen, unterrichtet und auf ihre Gesundheit geachtet. „Ich hätte nicht mit den Kindern und dem Doktor jeden Nachmittag ausziehen sollen; aber er wollte es ja. Er hängt ja auch so sehr an den Kindern." Sie erinnerte sich, dass Denise einmal gesagt hatte, Madame Belley habe sich bei ihrem Sohne eingenistet, ihr Vermögen brauche sie lediglich für Toiletten. Nach der hübschen Miss Gladys kam nun die Reihe an Geneviève, die auch zu hübsch geworden war, beide erfuhren das gleiche Schicksal. Durch die fixe Idee eifersüchtiger Frauen. Aber Miss Gladys hatte drüben über dem Kanal eine Familie, Geneviève hatte kein Heim mehr. Ihr war alles genommen. Sie machte sich Vorwürfe, sich zu viel hervorgedrängt zu haben, zu viel gesprochen und sich zu hübsch angezogen zu haben. Aber es war ja alles nur so gekommen, weil sie sich so glücklich gefühlt hatte. In ihren alten schwarzen Kleidern hätte Madame Belley keinen Anlass zu Tadel gefunden. Was mochten sie wohl mit Noel beginnen? Und die kleine Josette würde wohl dem Zimmermädchen ausgeliefert werden. Sie werden alle drei unglücklich sein und warum?

BERNER WOCHE
Almanach

Wunder der Technik — Wunder des Krieges...

Jede Erfindung, mag sie noch so harmlos erscheinen, hat ihr Gift mitgebracht. Vor allem die technischen Erfindungen sind durch die Verfeinerung und Präzisierung der Apparate zu einem gefährlichen Mittel herangewachsen, die als unsichtbare Waffen für das « Wohl der Menschen » mit vielen schönen Worten der Herrlichkeit jeweils an die Oeffentlichkeit gelangen. — Als vor kurzem ein Freund an mich die gar nicht unberechtigte Frage stellte, ob es denn nicht möglich wäre, den Krieg ein für allemal aus der Welt zu vertreiben, hat mich just eine Stimme im Radio darauf aufmerksam gemacht, ihm folgende Antwort zu erteilen: « Siehst du, dieser Apparat ist ja im Grunde ein ganz harmloses Wesen und kaum würdest du ihn noch missen können. Und ich habe die feste Ueberzeugung, dass wenn dieser Apparat zu der Waffe wird, dass wenn man mit dem Radio in weiter Ferne seine Feinde sehen und durch Fernsehen alles erfahren kann, dann sind wir am Ende des Krieges angekommen. » Mein Freund hat mit Recht oder Unrecht die Antwort ins Reich der Phantasie verwiesen. Aber die Anfänge und die Grundlagen dieses Problems sind schon längst geschaffen und die kriegführenden Staaten sind im Geheimen mit fieberhaftem Arbeiten an der Weiterentwicklung und Ausklügelung der Television. Es sprach kürzlich der englische Professor Bragg von einem sog. Radioauge, das ermöglichen wird, viele Kilometer weit zu sehen. Die Konstruktion sei eine Radiolampe im Sinne eines Scheinwerfers, die durch ihre Strahlenbündel entfernte Orte oder Szenen in die Nähe bringt. Nicht einmal ein Sender wird dazu benötigt, um das gewünschte Bild zu übermitteln, sondern der eigene Empfänger wird hinausreichen und das Bild bringen. Die Details dieses Senders werden natürlich ganz streng geheim gehütet. Immerhin weiss man, dass die Television sehr stark mit der Radiolokation (Radiopeilung) verbunden ist. Man weiss auch von den Bombardierungsflügen der Alliierten her, dass die Radiolokation zu einem Instrument entwickelt wurde, dessen Empfindlichkeit fast unheimlich anmutet. Eines dieser Wunder ist der « Radar », der unter der wissenschaftlichen Führung von Robert Watson-Watt zusammengestellt wurde. Dieser feine Apparat soll ermöglichen, Objekte ohne Rücksicht auf Dunkelheit, Schnee, Regen oder Wolken mit völliger Gewissheit zu entdecken. Ein spezielles Modell dieses « Radars » ist ein Gerät, das leicht und unsichtbar in der Tasche getragen werden kann und schon auf grosse Distanz einen Summton von sich gibt, wenn sich der Betreffende einem Hindernis nähert. Durch diese Eigenschaft bewahrt der Apparat Schiffe und Flugzeuge vor Zusammenstössen jeder Art. Das Schicksal, das die stolze Titanic im Jahre 1912 ereilte, als sie auf einen Eisberg stiess und durch ihr rasches Sinken den Tod von Hunderten herbeiführte, wäre wahrscheinlich nie eingetroffen, denn die Ueberquerung des Atlantiks wird durch Radiolokation sicherer und zugleich schneller. — Dass der Krieg immer wieder neue Erkenntnisse und Erfindungen herbeiführt, ist eine Tatsache und gehört in die Rubrik « notwendige Uebel ». Und was heute erst in Keimen steckt, kann morgen in voller Blüte stehen. Aber nie nach dem Beispiel: Wunder der Natur!

Ti.

Wegen eines einfältigen Missverständnisses, einer blinden Eifersucht. Wären doch die Damen nicht hieher gekommen, dann wäre alles so geblieben wie es war, sie hätte heute mit den Kindern das Haus verschlossen und morgen in der Cassinistrasse ihren Unterricht wieder begonnen.

Die „Wenn" und „Warum" gingen Geneviève im Kopfe herum wie ein Rad. Sie suchte die Ereignisse der letzten Tage zu rekonstruieren. Welche Rolle spielte Patrice? Hatte Martine ihm in den Kopf gesetzt, sie, Geneviève suche ihn einzufangen. War seine Haltung in den letzten Tagen darum so verändert? Er wollte Noel in einem Institut unterbringen, um Geneviève nicht behalten zu müssen. Er musste mit seiner Mutter und Schwester gleicher Meinung sein.

Geneviève konnte die Stille nicht mehr ertragen, die gute treue Savoyardin, welche ihr den ganzen Sommer gedient hatte, war hinaufgezogen nach Chantemerle, sie war allein, ganz allein. Sie zog ihren Regenmantel an und ging hinaus. Immer von den gleichen Gedanken begleitet, lief sie die Strasse hinauf bis zu einer kleinen Kapelle mit schiefem Dach. Und in diesem armseligen Gotteshaus betete sie. Inbrünstig und lange. Dann fühlte sie sich etwas erleichtert.

Unten in der englischen Pension, die noch offen war, bestellte sie sich ein Zimmer. Sie musste ein Dach über dem Kopf haben, wenn es auch nur vorübergehend war. Sie wollte nicht mehr als eine Nacht in dem verlassenen Haus verbringen. Sie kam zurück vom Winde durchrüttelt, vom Regen durchnässt. Die Gartentüre war halb offen, und sie wusste doch, dass sie sie geschlossen hatte!

Die Magd erschien an einem der Fenster. Die Türe hatte in den Angeln gekreischt. Als sie nun Geneviève im Garten sah, rief sie: „Oh, Fräulein, Sie werden sich erkälten, es ist ein so kalter Regen, der nach Schnee riecht. Sie werden sehen, bis in drei Tagen sind wir verschneit."

In der englischen Pension gab es ein Kaminfeuer, ja, die Direktion hatte sogar die Zentralheizung in Funktion gesetzt.

Es waren nur noch wenige Gäste da, die Familie eines Malers, sehr nette Leute, die Geneviève nicht genierten, dann ein älteres Ehepaar und ein Lyoner Geschäftsherr.

Genevièves Aussehen verbot jede Annäherung. Niemand wagte, sie anzureden. Stundenlang blieb sie auf ihrem Zimmer. Sie konnte nicht mehr weinen. Die Zukunft stand vor ihr wie eine schwarze Mauer. Was sollte sie anfangen? Sie hatte ein wenig Geld sparen können, der Doktor hatte gesorgt, dass sie ein rechtes Salär bekam. Aber ein paar Tage in Aix, einige Zeit, um eine neue Stelle zu suchen, das würde die Ersparnisse aufzehren. (Schluss folgt)

Von der Erziehung und von der Schule

Zu große Schulklassen

Dem Verwaltungsbericht der kantonalen Erziehungsdirektion, der alle Jahre erscheint und über das bernische Schulwesen eine grosse Anzahl von interessanten Angaben macht, ist unter anderem zu entnehmen (Bericht über das Jahr 1942), dass im Kanton Bern in einigen Gemeinden noch recht grosse Klassen bestehen: So weisen noch 1019 Klassen 31—40 Schüler auf, 210 Klassen 41—50, 23 Klassen 51—60 und zwei Klassen sogar noch über 60 Schulkinder.

«Recht grosse Klassen» haben wir geschrieben und dann fast in einem Atemzug solche mit 31—40 Schülern erwähnt, was wohl von fast jedem Lehrer als eine Uebertreibung bezeichnet werden dürfte; denn eine Schulklasse mit 31 Kindern darf doch kaum als «recht gross» und natürlich noch viel weniger als «zu gross» bezeichnet werden. Und wozu überhaupt über derartige Dinge sich ereifern — ein oder zwei Schüler mehr oder weniger in einer Klasse vermögen doch den Lehrerberuf nicht zu beeinträchtigen! Wo aber ist dann die Grenze zwischen grossen, kleinen und zu grossen Klassen?

Vor allem müssen wir bei der Beurteilung der zuletzt gestellten Frage daran denken, dass im Schulwesen unseres Kantons die verschiedensten Verhältnisse im Aufbau der Schule in den Gemeinden bestehen: da haben wir zunächst sog. ausgebaute Schulen, in denen jedes Schuljahr hübsch in einer Klasse beisammensitzt, in einer andern Gemeinde stecken die neun Jahrgänge der Primarschule in sieben, in einer dritten in sechs oder fünf Klassen, was zur Folge hat, dass zwei oder vielleicht anderthalb Jahrgänge in einer Klasse beisammensitzen. Wir haben sog. dreiteilige Schulen, also Schulen mit drei Klassen, solche mit nur zwei Klassen und endlich noch die Gesamtschulen, in denen alle neun Schuljahre in einer einzigen Klasse vereinigt sind. Es ist nun sehr zweierlei, ob wir in einer solchen Gesamtschule 30 Schüler zu unterrichten haben oder ob eine Schulklasse mit nur einem Jahrgang 30 Kinder zählt. Die erstere ist sicherlich aus vollauf gefüllt zu bezeichnen, während in der andern die Verhältnisse durchaus erträglich sind.

Die Ansichten über «grosse oder kleine» Schulklassen haben übrigens auch im Laufe der Zeit eine nicht unwesentliche Wandlung durchgemacht. Während vor dem ersten Weltkrieg, also zu Beginn des 20. Jahrhunderts, Klassen mit 40 bis gegen 50 Schüler gar nicht als zu gross empfunden wurden, bezeichnet man heute eine derartige Schülerzahl unbedingt als zu hoch, und zwar auch dann, wenn es sich um eine Klasse mit nur einem Schuljahr handelt. Diese Einsicht hat sich heute schon in weiten Kreisen der Bevölkerung durchgesetzt und es ist zu hoffen, dass der Gedanke, überfüllte Klassen seien eines der grössten Hindernisse einer « guten Schule », nicht mehr verschwinden wird.

Im grossen und ganzen sollten auch in Schulklassen mit nur einem Schuljahr nicht mehr als 30 Kinder untergebracht werden, und die Ueberlegung, es komme auf «ein oder zwei Schüler mehr oder weniger» nicht an, ist falsch. Irgendwo muss die oberste Grenze gemacht werden, und wenn sie bei der Zahl 30 festgesetzt werden könnte, dann hätten wir eine sehr gute Gewähr für die Entwicklungsmöglichkeiten unseres Schulwesens.

Wir dürfen bei dem allem nicht vergessen, dass die Anforderungen, die an die Schule gestellt werden, in den letzten Jahrzehnten sich stark vermehrt haben. Nicht nur, dass die Unterrichtsmethoden heute starkes Gewicht auf die Eigentätigkeit des Kindes legt, was anderseits vom Lehrer verlangt, dass er sich in erhöhtem Masse mit dem einzelnen Schüler befasst. Die Schule muss sich gegenüber früher wesentlich mehr auch mit Erziehungsfragen befassen, was wiederum voraussetzt, dass sie sich mit den Kindern persönlich abgibt, dass der Lehrer Kontakt mit dem Elternhaus sucht, dass er sich auch neben der eigentlichen Schulzeit mindestens ab und zu den Schülern annimmt. Dass der Unterrichtserfolg endlich bei kleinem Klassenbestand ohne weiteres grösser sein wird, als wenn es sich um die Unterweisung einer überfüllten Klasse handelt, brauchte kaum besonders betont zu werden.

Dass allerdings die Forderung, eine Schulklasse sollte höchstens 30 Schüler zählen, sehr weit geht, liegt auf der Hand. Sie würde viele Gemeinden zwingen, bestehende Klassen zu teilen und stellte sie damit auch gleich vor die Notwendigkeit, das Schulhaus zu vergrössern. Solche Verumständungen können nicht so einfach und so leicht beseitigt werden, wie es im Interesse der Schule und der zu unterrichtenden Jugend wünschbar wäre. So darf denn der Grundsatz: «nicht mehr als 30 Schüler für eine Schulklasse» nicht die Form einer ultimativen Forderung annehmen. Dagegen darf er als Ziel aufgestellt werden, das in vielen Ortschaften bereits verwirklicht ist und dem in andern im Laufe der Zeit zugestrebt werden sollte.

Zwar ist durch eine Herabsetzung der Schülerzahl allein die «gute Schule» noch nicht gewährleistet. Wie alle organisatorischen Massnahmen, so bildet auch die der Festsetzung einer kleinen Zahl von Schülern für jede Klasse nur einen Teil der äusseren Form. Den Inhalt, den Geist einer Schule, hat ihr der Lehrer zu geben, wobei aber nicht vergessen werden darf, dass äusserliche Dinge ihm seine schwere Aufgabe wesentlich erleichtern können. Zu solchen äusserlichen Dingen gehört — und zwar nicht in letzter Linie — die kleine Schülerzahl. «Nicht mehr als 30» sollte für alle Schulen und überall gelten. -e-